

3 Stammelübungen

3.1 Einstieg: Übersetzen als kulturpatriotisches Projekt

Bereits 1876 hat Gustav Dederling darauf aufmerksam gemacht, dass Fischart mit seiner *Geschichtklitterung* auf die „Bereicherung und Entwicklung der Sprache“ abziele.²²⁶ Fischarts „Streben, die Muttersprache zu vervollkommen“, zeichnet Dederling über unterschiedliche Schriften nach, die in der Offizin von Fischarts Schwager, Bernhard Jobin, erschienen: Neben den beiden einschlägigen Stellen im zweiten und im zehnten Kapitel der *Geschichtklitterung* dienen vor allem die Vorreden zum *Ehzuchtbüchlin* (1578), zu den *Accuratae Effigies Pontificum Maximorum* (1573) und zu Christophorus Nikolaus Reusners *Contrafacturbuch* (1578) als Beleg (die Dederling übrigens kurzum Fischarts Autorschaft zuschreibt, obwohl sie alle von Bernhard Jobin unterzeichnet wurden).²²⁷ Die Vorrede zum *Ehzuchtbüchlin* bietet sich als Vergleichsgegenstand besonders an, weil sie ein anderes Übersetzungsprojekt von Fischart mit allem Nachdruck als sprachpatriotische Tat rahmt.²²⁸ Jobin schreibt darin, dass Fischart Plutarchs *Moralia* nicht nur *für lust vnd übung zu verteutschen angefangen* habe, sondern damit beweisen wolle, *das wir Teutschen/ wa wir uns der müh nicht verdrüsen liesen/ vnd vnsere Sprach/ wie wir billich aus liebe gegen dem Vatterland thun solten/ excolirten/ gleich so wol/ ja besser/ als andere vnvollkommene/ gebettelte vnd gespättelte Sprachen/ könten*

226 Gustav Dederling: Zur Charakteristik Fischarts. In: Jahresbericht über die Luisenstädtische Gewerbeschule in Berlin 11 (1876), S. 1–24, hier: S. 7.

227 Das Ausblenden der ausdrücklichen Beteiligung oder gar Autorschaft anderer an möglichen Fischartiana hat gerade in der älteren Forschung durchaus System. Dederling kommt am Rande auch auf die 1581 an Matthäus Holzwarths *Emblematum Tyrocinia* angehängten und von Fischart übersetzten *Bildnisse der ersten zwölf deutschen Könige* zu sprechen, die Holzward auf Latein bereits 1573 publizierte, vgl. Mathias Holzward: *Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque, quos scire licet, veteris Germaniae Heroum*. Straßburg: B. Jobin, 1573. Dass Sprachpatriotismus ein Gruppenprojekt des Netzwerks rund um die Offizin von Bernhard Jobin war, hat Sylvia Brockstieger aufgezeigt, vgl. dies., Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste.

228 Zu Jobins Vorrede vgl. auch Sylvia Brockstieger: Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen. Sprachreflexion bei Bernhard Jobin und Johann Fischart (ca. 1578). In: *Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance*. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 524–530. Ferner hat Wilfried Kettler: ‚Trewlich ins Teütsch gebracht‘. Lateinisch-deutsches Übersetzungsschrifttum im Umkreis des schweizerischen Humanismus. Bern [u. a.] 2002, S. 358–362 die Übersetzungsverfahren im *Ehzuchtbüchlin* untersucht, schließt seine Befunde allerdings nicht an den aktuellen Stand der Fischartforschung an, was sich mitunter daran zeigt, dass er auch noch ein Jahrhundert später der Auffassung Hauffens folgt, dass Fischart aufgrund von „Stil und Inhalt“ Autor der Vorrede sei.

die herrliche Philosophische Materias inn vnserer vnvermengten/ reynen vnd für sich selbs beständigen Mutersprach auspringen.²²⁹

Damit wird Fischarts *Vena und stylus des Teutschen vertirens* in den kulturpolitischen Diskurs des späten 16. Jahrhunderts eingetragen.²³⁰ In diesem „Wettkampf der Nationen“ ist die Frage nach dem Status der deutschen Sprache und ihrem Verhältnis zur Kultur- und Wissenssprache Latein auf der einen und den romanischen Volkssprachen auf der anderen Seite zentral.²³¹ Jobin führt dabei die Argumentation der protestantischen *Antiromanistas* in einem Satz zusammen: Anders als die romanischen Volkssprachen, die eine korruptierte (*gebettelte vnd gespättelte*) Stufe des Lateinischen darstellten, sei das Deutsche eine autochthone Sprache und deshalb im Grunde besser für Ausdruck und Verbreitung philosophischer Inhalte geeignet – insofern man sich *der müh nicht verdrüsen* lässt, das Deutsche entsprechend zu pflegen. Die Sprache muss, damit sie ihr durch ihre Ursprünglichkeit begründetes Potenzial entfalten kann, *excoliret* (zu lat. *excolere*, ‚veredeln‘) werden: *Seiteynmal keyn gröser zierd dem vaterland mag widerfaren/ dann so man seine Sprach übet/ schmucket/ herfür mutzet* [‚herausputzt‘, Anm. K.K.]/ *auffnet* [‚fördert‘, ‚mehrt‘, Anm. K.K.] *vnd excoliret*. Damit wird Übersetzen zu einem Literarisierungsprojekt stilisiert, bei dem es darum geht, das *genus dicendi* und die rhetorische Formung der Vorlage in der Volkssprache einzuüben, um diese zur Kultur- und Wissenssprache (sie soll *herrliche Philosophische Materias* vermitteln) zu formen.

Übersetzen wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im Umkreis des oberrheinischen Humanismus in den Widmungen und Vorreden immer wieder in den Dienst der *Teutschen Nation* gestellt.²³² Dichten und Übersetzen ‚zu Ehren des Va-

229 Johann Fischart: Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin. Oder, Des Berümtesten vnd Hoherleuchteten Griechischen Philosophi, oder Natürlicher Weißheytk erkündigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesaz [...]. Straßburg: B. Jobin, 1578, fol. J(3^{r-v}.

230 Ebd.

231 Den vormodernen Nationendiskurs hat Caspar Hirschi umfassend aufgearbeitet und neu bewertet, vgl. ders.: *Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen 2005. Zu den soziopolitischen Funktionen des Nationalismus und seiner ideologischen Konstruktionen für die deutschen Humanisten vgl. auch ders.: *Vorwärts in neue Vergangenheiten. Funktionen des humanistischen Nationalismus in Deutschland*. In: *Funktionen des Humanismus. Studien zum Nutzen des Neuen in der humanistischen Kultur*. Hrsg. von Thomas Maissen, Gerrit Walther. Göttingen 2006, S. 362–395.

232 Bei Fischart findet sich eine solche Funktionalisierung der Übersetzung, die angeführt, aber, da Gemeinplatz, nicht argumentativ begründet wird, beispielsweise in der Widmungsvorrede zu seiner Übersetzung des 6. Buch des Amadis. Die Bücher des Amadis hätten laut Johann Fischart: *Das Sechste Buch. Vom Amadis auß Franckreich* [...]. Frankfurt a. M.: P. Schmid für H. Feyerabend, 1572, fol. [A]ij^v auch in vnser angebornen natürlicher sprach/ so wol gefallen/ daß ich dieselbe nicht allein in das leicht zuverfertigen/ vnd also vnserm vielgeliebten Vatterlandt/ Teutscher Nation (welchem zu ehren vnd lob gedachte Historia von einem liebhaber desselben/ verdolmetscht worden) durch öffentlichen truck mit zutheilen [...]. Vgl. hierzu auch Joachim Knappe: *Das Deutsch der Humanisten*. In: *Sprachgeschichte*. Ein

terlands' ist ein Gemeinplatz in der deutschen *Litteratur* des 16. Jahrhunderts.²³³ Allerdings ist die Nachdrücklichkeit und Ausführlichkeit von Jobins Vorrede, die nicht nur eine Apologie der deutschen Sprache, sondern ein bildgewaltiges Plädoyer für ihre systematische Weiterentwicklung bietet, bemerkenswert: Arbeit und Fleiß auf eine bereits schon vollständig elaborierte und durchgeformte Literatursprache *wie die Griechische vnd Latinische* zu verschwenden, sei so unsinnig, wie *eyner, der in eyner ferrgelegnen vnd verlasenen gegene grose Palläst aufs köstlichst vnd herrlichst bauet vnd er daheim inn seiner Statt in eym bauffälligen schnóden Hüttlin wonet*.²³⁴ In Anbetracht der fundamentalen Rolle, welche die Pflege der Latinität in der humanistischen Ausbildung und für die kollektive Identitätsbildung im humanistischen Feld spielte, ist der Vergleich lateinischer Sprachpflege mit dem Bauen großer Paläste in verlassener Gegend eine polemische Ansage, die mit dem Gegensatz von totem Latein und lebendigem Deutsch arbeitet.²³⁵ Mit dem bauffälligen Hüttchen veranschaulicht Jobin, wie es um die deutsche Sprache bestellt ist. Das Erlernen und die Pflege der lateinischen Sprachkompetenz stellt um 1570 nach wie vor das Bildungsziel humanistischer Ausbildung dar und bildet das Zugangsticket zur europäischen *res publica litteraria*. Das Wissen über die lateinische Sprache liegt daher nicht zuletzt für den Fremdsprachenunterricht in Wörterbüchern, Grammatiken, Rhetoriken und Poetiken systematisch erschlossen vor. Dahingegen steht die deutsche Sprache ziemlich vernachlässigt da.²³⁶ Eine Systematisierung hatte eigentlich nur im Bereich der Lexikographie einge-

Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. Hrsg. von Werner Besch. 2. vollst. überarb. Auflage. Berlin 2000 (HSK. 2,2), S. 1673–1681, insb. S. 1676.

233 Ein schönes Beispiel aus dem Kontext von Fischarts Netzwerk findet sich in der lateinischen Zueigung zu Mathias Holtzwarts: Lustgart Newer deuttlicher Poeteri in fünff Büchern beschriben. Straßburg [J. Rihel 1568], fol. iiij^r: *Non ausim proceres, Teutonicosque duces?/ Quorum perpetua et virtus, laudesque benignae/ Iusti scanderunt, moenia summa* Die. / ,Warum sollte es ich nicht wagen, von den Edlen, den deutschen Fürsten zu singen? Deren unvergängliche Tapferkeit und edelmütiges Lob haben das höchste Gemäuer des gerechten Gottes erklimmen' (Übers. K.K.).

234 Fischart, Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, 1578, fol. 7^v. Jobin bezieht sich hier trotz der antiromanischen Tendenz seiner Argumentation ausgerechnet auf einen italienischen Gewährsmann, Pietro Bembo's *Prose della volgare lingua* (1525), vgl. dazu Brockstieger, Das Deutsche im Wettstreit der Sprachen, S. 527.

235 Vgl. zu diesem Topos etwa Thomas Murner: Vergilij maronis dryzeihen Aeneadischen Bücher von Troianischer zerstörung [...]. Straßburg: J. Grüninger, 1515, fol. Aj^v, durch dessen Übersetzung Vergils Werk von *latynschem todt in tütsches leben ist erquicket worden* sei, wie es in der Widmungsvorrede heißt.

236 Vgl. den Überblick von Joachim Knappe: Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation. In: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Andreas Gardt. Berlin/New York 2000, S. 103–138. Vgl. ferner Klaus Ahlzeig: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994, S. 39–53. Zur Entwicklung der Volkssprachen im europäischen Kontext vgl. Forschergruppe Eurolap (koord. von Jean-Luis Fournel): Die Diskussion über die Volkssprachen und die Questione della lingua. In: Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 50–70.

setzt,²³⁷ während die erste vollständige Grammatik des Deutschen erst 1573 erschien. Wenn Jobin fordert, die *liederlichen Stroen Hüttlin* der deutschen Sprache *stattlich auf [zu]bauen/ ja so vil möglich/ denselbigen zubauen*, dann will er die systematische Ausformung und Normierung einer deutschen Literatursprache vorantreiben, d. h. analog zu den ‚Palästen‘ der klassischen Sprachen fordert Jobin auch für das Deutsche eine Grammatik, Rhetorik und Poetik. In der architektonischen Metapher schwingt durchaus ein umfassenderes kulturpatriotisches Projekt mit, das nicht nur auf eine Systematisierung der Sprache zielt, sondern auf die Aneignung und Förderung aller *artes*, für deren Wissenschaftsgebäude im Verständnis der Zeit gerade die sprachlichen Fächer des Triviums, allen voran die Grammatik, das Fundament bilden. Exemplarisch zeigt sich ein solcher Palast der *artes* in der allegorischen Darstellung der Grammatik in Gregor Reischs *Margarita Philosophica* (vgl. Abbildung 1), für den die ein Hornbuch haltende Grammatik sowohl als Gatekeeperin fungiert als auch das Fundament bildet (weshalb Donatus, der Autor des verbreitetsten Grammatikschulbuchs des Mittelalters, im untersten Klassenzimmer des Palastes sitzt).²³⁸

Dass dies nicht nur in metasprachlichen Traktaten, sondern auch im Vollzug geleistet werden kann, wird dadurch deutlich, dass Jobin seine programmatischen Forderungen einer Antikenübersetzung voranstellt. Die dadurch vorgenommene Taxierung von Fischarts Übersetzen als zentrale Kulturtechnik im patriotischen Wettstreit ist, wie man im Anschluss an Befunde aus dem DFG-Schwerpunktprogramm „Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit“ sagen kann, durchaus symptomatisch für den Literaturbetrieb im deutschsprachigen Gebiet.²³⁹ Gerade das Übersetzen im humanistischen Feld stellt, wie oben erwähnt, die Systemstelle dar, an der sich nicht nur ein gesteigertes Sprachbewusstsein,²⁴⁰ sondern damit auch eine Poetologie für die deutsche Sprache ausbildet. Im 16. Jahrhundert orientiert sich die Theoriebildung an der lateinischen Literatur: Poetiken leiten zum Dichten von gebundener lateinischer Rede

²³⁷ Vgl. Klaus Grubmüller: Die deutsche Lexikographie von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. In: Wörterbücher / Dictionaries / Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Zweiter Teilband. Hrsg. von Franz Josef Hausmann [u. a.]. Berlin/New York 1991 (HSK. 5,2), S. 2037–2049; Jörg Robert: Normieren und Normalisieren. Sprachpluralität und Wissensordnung in der Frühen Neuzeit – am Beispiel der Lexikographie. In: Maske und Mosaik. Poetik, Sprache, Wissen im 16. Jahrhundert. Hrsg. von Jörg Robert, Jan-Dirk Müller. Berlin 2007 (Pluralisierung & Autorität. 11), S. 201–248, insb. S. 227–243. Zur Lexikographie im Straßburger Umfeld vgl. Sylvia Brockstieger: Lexikographie und Sprachvergleich – die Straßburger Wörterbücher der Druckerfamilie Rihel (1535–1592). In: Imprimeurs et libraires de la Renaissance. Le travail de la langue / Sprachpolitik der Drucker, Verleger und Buchhändler der Renaissance. Hrsg. von Elsa Kammerer, Jan-Dirk Müller. Genève 2015 (De lingua et linguis. 1), S. 366–382.

²³⁸ Fischart, Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin, fol. 7^v.

²³⁹ Vgl. das Forschungsprogramm des DFG-Schwerpunktprogramms 2130 „Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit“, <https://www.spp2130.de> [Zugriff: 01.09.24].

²⁴⁰ Vgl. insbesondere die Beiträge von Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller in: Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert (Hrsg.): Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211).



Abbildung 1: *Typus grammaticae*, in: Reisch: *Margarita Philosophica nova*, 1515, fol. Aiiij^v.

an, während für die ungebundene Rede bis ins 18. Jahrhundert hinein die Rhetorik zuständig bleibt.²⁴¹ Daher müssen Übersetzende für die deutsche Zielsprache „jeweils eigene Orientierungen, Register und stilistische Äquivalenzen finden“, die nicht nur in den Vorreden reflektiert werden, sondern sich implizit mit in den Übersetzungstext

²⁴¹ Vgl. dazu Thomas Althaus, Nicola Kaminski: Aspekte einer Theorie barocker Prosa. In: Spielregeln barocker Prosa. Historische Konzepte und theoriefähige Texturen ‚ungebundener Rede‘ in der Literatur des 17. Jahrhunderts. Hrsg. von dens. Bern 2012 (Beihefte zu Simpliciana. 7), S. 7–22.

einschreiben.²⁴² Dergestalt bildet sich im Rahmen von Übersetzungsprojekten für das Deutsche als Literatursprache durchaus eine „provisorische Poetologie“ heraus,²⁴³ auch wenn sich diese in Anspruch und Form von der Regelpoetik des 17. Jahrhunderts unterscheidet.

Dass die *Geschichtklitterung* vor diesem Hintergrund auch als Literarisierungsprojekt zu betrachten ist, hat bereits Dederling betont. Diesen Befund hat die Forschung zwar immer wieder aufgegriffen, dabei das Literarisierungsprojekt des Romans aber vor allem auf Ebene der Lexik untersucht, indem die ausgeprägte Wortsammelpraxis des Romans als aktive Spracharbeit in den kulturpatriotischen Kontext der Zeit gestellt wurde.²⁴⁴ Bei Fischart geht es, so der Forschungskonsens, um die Bestandsaufnahme und schöpferische Bereicherung einer *copia verborum germanorum*, um eine deutsche Ausdrucks- und Benennungskompetenz. Sylvia Brockstieger hat die sprachschöpferischen Verfahren von Fischarts „replizierendem Schreiben“ untersucht und die *copia* zum zentralen poetischen Konzept der *Geschichtklitterung* erhoben.²⁴⁵ Ebenso hat Brockstieger aber auch unterstrichen, dass Fischarts ‚Arbeit an der deutschen Sprache‘ alles andere als normgeleitet verfährt.

Im Folgenden möchte ich hier ansetzen und argumentieren, dass es bei der *Geschichtklitterung* weniger um eine Arbeit *an* einer deutschen Sprache geht, als um ein Projekt, das bei einer grundlegenden Sprachfähigkeit ansetzt. Gerade wenn man Fischarts Roman vor dem Hintergrund der kultur- und sprachpatriotischen Diskurse der Zeit betrachtet, zeigt sich, dass das sprachpoetische Modell des Romans auf keine strukturierte, distinkte Einzelsprache zielt, sondern sich als *MutterLallen* versteht. In diesem Lallen verschränken sich eine als frühkindliches Stammeln imaginierte quasi-adamitische Benennungslust mit einer als trunkenes Lallen inszenierten sprachlichen Entdifferenzierung. Damit kehrt der Text die Logik kulturpatriotischer Sprachpflege in ihr Gegenteil: Er steigt nicht aus der Barbarei empor, sondern in sie hinab – und

242 Vgl. Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert: Einleitung: Humanistische Antikenübersetzung. In: Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620). Hrsg. von dens. Berlin/Boston 2017 (Frühe Neuzeit. 211), S. 1–24, insb. S. 19. Weil frühneuzeitliches Übersetzen aktive Kultur- und Spracharbeit ist, hat Hans-Gert Roloff den Begriff der „Rezeptionsliteratur“ vorgeschlagen und auf die Agenda der literaturwissenschaftlichen Frühneuzeitforschung gesetzt. V. a. die Ergebnisse zur sprachformenden Arbeit in den ersten zwei der mittlerweile sechs Sammelbänden unterstützen die These von Toepfer [u. a.], vgl. Alfred Noe, Hans-Gert Roloff (Hrsg.): Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750). Sechs Bände. Bern 2012–2020.

243 Toepfer, Kipf, Robert, Einleitung: Humanistische Antikenübersetzung, S. 19.

244 Vgl. Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 460–482; Bulang, Enzyklopädische Dichtungen.

245 Vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 228 „Fischart geht es aber auch darum, die Potenz des Deutschen in seiner universellen Einsetzbarkeit auszustellen: im (relativ) reinen, formgebundenen wie im gemischten, formloseren Modus. In jedem dieser ‚Aggregatzustände‘ erweisen sich Möglichkeitsreichtum, Stärke und letztlich Literaturfähigkeit der deutschen Sprache, und die verschiedenen Spielarten des sprachmischend-makkaronischen Schreibens fungieren als ihr Reflexionsmedium“.

macht das Barbarische selbst zum poetischen Prinzip. Die *Geschichtklitterung* antwortet auf die normierenden Programme von Grammatik, Rhetorik und Poetik mit einer radikalen Selbstbarbarisierung, die nicht gegen das als roh, tölpelhaft und trunken diskreditierte Sprachbild operiert, sondern mit ihm. Was zunächst wie ein Rückfall in grobianische Grobheit erscheint, erweist sich bei näherem Hinblick als eine produktive Aneignung: eine Strategie der *Probarbaries*, die das Defizitäre zur Bedingung dichterischer Schöpfung erklärt. Diese Umwertung steht im Zentrum des folgenden Abschnitts.

3.2 Probarbaries

Dichten findet in der *Geschichtklitterung* nicht in den Höhen des Musenhimmels statt, sondern in den Niederungen eines Weinkellers. Im *Ein vnd Vor Ritt* wird eine fiktive Kommunikationssituation entwickelt, in der ein Redner seine Zuhörer als Zechgenossen adressiert und mit seiner weinseligen Rede nachgerade abzufüllen vorgibt: *Euch ist der Schilt außgehenckt, kehrt hie ein, hie würd gut Wein geschenckt: was lasset jr lang den Hipenbuben vergebens schreien?*²⁴⁶ Mit dem Lallen beim zügellosen Trinkgelage scheint, liest man die miteinander in Gärung geratenden Worthäufungen des Romans, eine völlig entgrenzte, zügellose dichterische Produktivität ihre Allegorie zu erhalten.²⁴⁷ Der *descensus* in den Weinkeller und ins Wirtshaus folgt aber noch einer anderen Agenda. Im Weinkeller wird kein lateinisches Heldenepos, sondern bezeichnenderweise ein komischer Roman in (überwiegend) deutscher Sprache gedichtet. Der inszenierte Abstieg ermöglicht dabei eine poetische Revision von unten: In der fiktiven Erzählsituation wird ebendie Sprachlichkeit inszeniert, welche die Titelseite ankündigt, wenn es dort heißt, Rabelais' Vorlage sei *in vnser MutterLallen vber oder drunder gesetzt*.²⁴⁸ Dieses *MutterLallen* spitzt das Klischee der deutschen Barbarei zu, das im kulturpolemischen Diskurs der Zeit insbesondere an den Trinksitten und der Sprache der Deutschen festgemacht wurde. Das negative Barbarenbild der saufenden und stammelnden Deutschen wird allerdings nicht im grobianischen Sinn überspitzt gespiegelt, sondern im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) umgewertet, indem ihm eine eigene poetische Potenz zugeschrieben wird. Die Umbesetzung von der Defizienz zur Potenz vollzieht sich, indem mit dem *MutterLallen* weniger eine Sprache (*langue*) als ein grundlegendes Sprachvermögen (*langage*) eingeübt wird, auf das in den poetologischen Ausführungen des Prologs die ganze Dichtungstradition zurückgeführt wird. Mit dem dergestalt ermächtigten *MutterLallen* schafft sich der Roman eine Sprachlich-

²⁴⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 24. Zum zentralen Motiv des Trinkens vgl. auch Bulang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 389–394, der das „alles entdifferenzierende Lallen“ (ebd., S. 389) als integratives Mittel des Romans beschreibt.

²⁴⁷ Zur Allegorie des Wirtshauses vgl. Kellner, *Prosit!* Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes.

²⁴⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, Titelseite.

keit, die die Sprache *in statu nascendi* zurücksetzt, was man in der Forschung als Sprachalchemie beschrieben hat.²⁴⁹ Damit setzt sich der Roman ein Fundament für seine unterschiedlichen Übungen. In den Worten des Romans: *Dann wer reden will lehren, muß vor stammeln lehren.*²⁵⁰ Der mittels des niederen Registers, der fiktiven Wirtshaussituation und des weinseligen Dichtens inszenierte *descensus* kann daher auch als Teil eines *reclaimings* gesehen werden, mit dem sich der Text die Fremdzuschreibung der *barbaries* aneignet und zur Tugend erklärt. Mit der eigenwilligen Inszenierung einer höchst potenten Barbarei bietet der Text programmatisch eine *Probarbaries*-Alternative gegenüber der im deutschen Humanismus verhandelten *Antibarbaries*.

Das Bild der rohen deutschen Barbarei kannte bereits das Mittelalter, es gewann aber innerhalb der patriotischen Rivalitäten der Renaissance neue Relevanz. Insbesondere seitdem die Reformation die Vormachtstellung der römischen Kirche bedrohte, gerieten die Deutschen als Barbaren in den Fokus der italienischen Polemik. Namentlich die barbarische Trunksucht wurde in diesem Bild zum *proprium* der Deutschen erklärt.²⁵¹ Die Rezeption von Tacitus' *Germania*, die im 15. Jahrhundert wiederentdeckt und verbreitet wurde, unterfütterte dieses Bild wirkmächtig mit einem antiken Autoritätszeugnis, denn bei Tacitus wird etwa berichtet, dass die Germanen den Tag mit Gelagen verbrachten und im Trinken keinerlei Mäßigung kannten.²⁵²

249 Vgl. zur Sprachalchemie Günter Hess: *Deutsch-lateinische Narrenzunft. Studien zum Verhältnis von Volkssprache und Latinität in der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts*. München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters. 41), insb. S. 226. Zur wissenspoetologischen Analyse vgl. u. a. Bulang, *Literarische Produktivität*, S. 89–118, insb. S. 112f. Besonders überzeugend argumentiert Trösch für die Sprachalchemie-These, indem er sie eingrenzt und Fischarts dekomponierende Übersetzungsverfahren und die textimmanente Reflexion derselben mit dem alchemischen Konzept der *putrefactio* in Verbindung bringt, die mittels zersetzender Fäulnis, Gärung und Verwesung „einen beliebigen Ausgangsstoff auf eine vollständig eigenschaftslose *materia prima*“ zurückführt: Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 180–197, hier: S. 190.

250 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 269.

251 Vgl. Peter Amelung: *Das Bild des Deutschen in der Literatur der italienischen Renaissance (1400–1559)*. München 1964 (Münchener Romanistische Arbeiten. 20), S. 152: „In der Literatur der italienischen Renaissance übertreffen die Anspielungen auf die deutsche Trunksucht an Zahl und Vielfalt die Hinweise auf alle anderen Eigenschaften der Deutschen. Die Verknüpfung mit dem Laster der Trunksucht wurde geradezu ein literarischer Topos“. Vgl. hierzu auch E. M. Jellinek: *Classics of the Alcohol Literature. A Specimen of the Sixteenth-Century German Drink Literature. Obsopoeus' Art of Drinking*. In: *Quarterly Journal of Studies on Alcohol* 5 (1945), S. 646–661. Zum Stereotyp des deutschen Barbaren vgl. Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 243–249 sowie Hans Grünberger: *Frühneuzeitliche Argumentationsmuster der Entbarbarisierung Europas*. In: *Paideuma* 46 (2000), S. 161–187. Zur Tradition des Barbaren-Topos in der Kulturkritik vgl. Manfred Schneider: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München 1997.

252 Genau die Stelle aus der *Germania* wird auch in Fischarts Prolog herangezogen, um die vorgestellte Poetologie zu legitimieren, vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 35: *Es gibt doch unter dem Wein die besten keuff, ja die besten rhatschläg, als Tacit von den Teutschen meld [...]*. Tacitus berichtet davon, dass wichtige Entscheidungen oft bei Gelagen verhandelt wurden, vgl. dazu auch Kellner, *Prositi!*

Neben der Trunksucht galt die deutsche Muttersprache als das augenfälligste Merkmal der Barbarei. Im Vergleich zum Latein und den romanischen Sprachen schnitt das Deutsche im Denken der Zeit schlecht ab und wurde als rohes, unverständliches Kauderwelsch verspottet. Wie wirkmächtig das Diktum der barbarischen deutschen Muttersprache war, zeigt sich daran, dass es sich selbst dort hält, wo aus Kalkül besonders freundlich über die Deutschen geschrieben wird. Enea Silvio Piccolomini verbreitete als Erster Tacitus' *Germania* in seiner *Germania descriptio* (1515), einer Darstellung der deutschen Kultur, die insbesondere im oberrheinischen Humanismus breit rezipiert wurde.²⁵³ Mit politischem Hintergedanken kontrastiert Piccolomini darin das antike Bild von der germanischen Barbarei mit einer positiven Gegendarstellung des gegenwärtigen Deutschlands (während er sich in seinen Briefen freilich ausfällig über die Deutschen und ihr niedriges geistiges Niveau äußerte). Aber selbst in dieser betont nachsichtigen Darstellung wird die deutsche Sprache als das letzte Relikt der Barbarei gewertet: *preter sermonem patrium nihil inter vos barbarum remansisse videatur*.²⁵⁴

Die deutschen Humanisten reagierten auf das italienische Barbarenverdikt. *Anti-barbaries* bezeichnet die für den deutschen Humanismus grundlegend prägende Haltung, die auf die von italienischer Seite wirkmächtig attestierte Barbarei in der eigenen Kultur (und Vergangenheit) mit einem verstärkten Bildungsbestreben reagiert.²⁵⁵ Die Positionen zum Barbarenverdikt sind innerhalb des deutschen Humanismus allerdings vielgestaltig und lassen sich zwischen Kompensation und Emanzipation einordnen: zwischen Wettmachen des Barbarischen durch verstärktes Bildungsstreben auf der einen und Wetteifern mit der italienischen und französischen Kultur auf der anderen Seite. Während erstere Gruppe das durch das Barbarenverdikt attestierte kulturelle Defizit affirmiert und zur Begründung von Reformen heranzieht, wird auf der anderen Seite der Barbarenvorwurf widerlegt, indem ein Teil der Merkmale des ‚germanischen Barbaren‘ umgewertet wird. Für diese konzeptionelle Ent-Barbarisierung spielt insbesondere die auch bei Tacitus bezeugte Indigenität der Germanen eine zentrale Rolle, um eine eigenständige deutschen Vergangenheit und Kultur sowie eine von fremden Einflüssen unberührte deutsche Sprache zu konstruieren.²⁵⁶

Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes, S. 166. Tacitus weist, um ein weiteres Beispiel herauszugreifen, etwa darauf hin, dass die Germanen ebenso leicht durch ihren Hang zum Alkohol wie durch Waffen besiegt werden könnten, vgl. Tacitus: *Germania*. Lateinisch – Deutsch. Hrsg. und übers. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1972, Abschnitt 23, S. 34.

253 Vgl. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, insb. S. 173–175.

254 Eneas Silvio Piccolomini: *Germania Enee Silvii*, in qua candide lector continentur gravamina Germanicae nationis [...]. Argentorati: R. Beck, 1515, cap. 69, zit. n. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, 1964, S. 174; zum politischen Kalkül hinter Piccolominis Schrift vgl. ebd., S. 159–164.

255 Vgl. dazu Hirschi, *Wettkampf der Nationen*, S. 302–319.

256 In dieses Lager lassen sich beispielsweise Ulrich von Hutten, Johann Aventinus, Franciscus Irenicus und Heinrich Bebel einordnen, vgl. Grünberger, *Frühneuzeitliche Argumentationsmuster der Ent-*

Auch die aufwendige Inszenierung eines *MutterLallens* bei Fischart lässt sich als eigenwilliger Beitrag zu dieser Version der *Antibarbaries* sehen. Die erste Stelle, die dabei barbarisiert wird, ist die Rezeptionsseite. Augenfällig geschieht das in den Publikumsapostrophen der beiden Vorreden, weil der Roman sich fast den ganzen Merkmalskatalog des deutschen Barbarenklischees als Publikum versammelt. Das beginnt bereits im Titel der ersten Vorrede: *An alle Krugkröpffige Nebelverkappte NebelNebuloner, Witzersauffte Gurgelhandthirer vnnd ungepalirte Sinnversauerte Windmüllerische Dürstaller oder Pantagruelisten*.²⁵⁷ Es sind also saufende Tölpel, denen sich der Text hier widmet, wobei dieses *proprium* des ‚deutschen Barbars‘ mit dessen ebenso klischierten geistigen Barbarei in kausalen Zusammenhang gerückt wird: Der Text adressiert geistig umnebelte Windbeutel (*NebelNebuloner*), deren Alkoholabusus nicht nur zu körperlichen Entstellungen führt (*Krugkröpffige*), sondern auch zu geistigen, weil sie ihren Verstand im Wein ersaufen (*Witzersauffte*) und *ungepalirt*, also ungeschliffen, ihre Sinne verkommen lassen (*Sinnversauerte*). Die Deutschen wurden von italienischer und französischer Seite immer wieder als einfältige, geistig eingeschränkte Tölpel beschrieben, die nur für die niederen, handwerklichen Fertigkeiten taugen, weil ihnen alle höheren geistigen Regungen verschlossen bleiben – wobei das von italienischer Seite eben oft mit der deutschen Neigung zum Alkohol erklärt wurde.²⁵⁸ Das Publikum, das in der Überschrift adressiert wird, ist diesem Bild auffällig genau nachgebildet.

Der Beginn der Vorrede setzt die Zuschreibung von Attributen des Barbarenbildes fort, versieht aber die barbarischen Attribute mit einem eigenen Potenzial: *GRoßmächtige, Hoch vnd Wolgevexirte tieff vnd außgelärte, eitele orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete, ährenhaffte vnd hafftären, orenhafen, vnnd hafenoren oder hasenasinorige insbesondere liebe Herrn, gönner vnd freund*.²⁵⁹ Aus den Hoch- und Wohlgeborenen werden in dieser invertierten *captatio benevolentiae* die Hoch- und Wohlgeplagten (*Wolgevexirte* zu lat. *vexare*), die nicht hochgelehrt, sondern deren Köpfe ‚ausgeleert‘ (*außgelärt*) sind. Damit schafft sich der Text nun aber nicht nur ein dezidiert rohes Publikum, sondern auch ein ausgesprochen aufnahmefähiges. Denn die leeren Köpfe sollen, so legt es der auffällige Wechsel in der Adressierung hin zum Benennungsmotiv der Ohren nahe, reichlich gefüllt werden, weshalb die Ohren mit Gefäßen (*orenhafen, hafenoren*), Ernte (*ährenhaffte vnd hafftären*), närrischer Größe (*hasenasinorige*) und Fülle (*orenfeste, orenfeißte, allerbefeistete*) assoziiert werden. Die Rezeptionssituation, die hier modelliert

barbarisierung Europas, insb. S. 163–164; vgl. hierzu auch Schneider, *Der Barbar*, S. 107–113 sowie Bu-
lang, *Enzyklopädische Dichtungen*, S. 395–402.

257 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

258 Vgl. Amelung, *Das Bild des Deutschen*, S. 172f.

259 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 3.

wird, scheint also aus dem Befüllen der dicken, leeren und einfältigen Ohren betrunkenener Töpel zu bestehen.²⁶⁰

Dass diese Ohren mit Rede befüllt und abgefüllt werden sollen, wie man im Wirtshaus sich mit Wein füllt, wird klar, wenn in der zweiten Vorrede (*Ein vnd Vor Ritt*) das imaginäre Publikum ganz ausdrücklich zum Gelage ins „Wirtshaus des Textes“²⁶¹ eingeladen wird. Hier wird in einer zweiten Apostrophe über eineinhalb Seiten hinweg weiter am Publikumsentwurf gearbeitet, wobei die Benennungsmotive auf fast den ganzen Merkmalskatalog des deutschen Barbarenbildes zurückzugreifen scheinen. Neben der bereits in der ersten Vorrede angesprochenen und besonders prominenten Trunksucht (*Schlampampische gute Schlucker, kurtzweilige Stall vnd Tafelbrüder*) sind dies: die Gefräßigkeit (*Ertzvilfraßlappscheisige Scheißhaußfüller*), schlechte Tischmanieren und, damit verbunden, Unsauberkeit (*Latzdeckige Bäuch, die mit ein Kind essen, das ein Rotzige Nasen hat*) sowie mit der Podagra auch die medizinischen Folgen der Trunksucht.²⁶² Ergänzt wird dieser Katalog weiter um allerlei niedere oder unnütze Tätigkeiten (etwa *Scherenschleiffer, Butterbrater, safransucher*) sowie Marktschreierei (*Affenträher, Zeitungswerwetterer*). Das lose Mundwerk Letzterer gipfelt schließlich darin, dass dem Publikum unverständliches, kindliches Sprechen (Babbeln) angedichtet wird: *Babeler vnd Babelarten, Fabelarten vnd Fabeler, von der Babylonischen Bauleut eynigkeyt*.²⁶³ Kurzum: Auch das unverständliche Kauderwelsch der Barbaren wird mit in den Text eingeladen. Diesem durch und durch barbarisierten Publikum gegenüber inszeniert sich die Textinstanz als Lehrmeister:

Jhr all, sag ich noch einmal, verstaht mich wol, solt sampt vnd sonders hie sein meine liebe Schulerkindlein, euch wil ich zuschreiben diß mein fündlein, pfündlein vnd Pfründlein, ewer sey diß Büchlin gar mit haut vnd haar, weil ich doch euer bin so par, Euch ist der Schilt außgehenckt, kehrt hie ein, hie würd gut Wein geschenckt: was lasset jr lang den Hipenbuben vergebens schreien? Ich kan euch das Hirn erstäubern, Geraten jr mir zu Zuhörern, so wird gewiß dort die Weißheit auff der Wegscheid vmbsonst rufen.²⁶⁴

Anstelle einer vom Publikum getrennten, hierarchischen Position wird hier größtmögliche Nähe inszeniert, indem sich die Ich-persona und ihre Rede, also letztlich *diß*

²⁶⁰ Damit werden die in der Narrentopik fest verankerten ‚grossen Ohren‘ auf das Publikum verteilt, vgl. exemplarisch Thomas Murner: Narrenbeschwörung. Hrsg. von M. Spanier. Mit einem Briefe Murners in Handschriftendruck. Berlin/Leipzig 1926 [zuerst: Straßburg 1512], Kap. 10, S. 90: *Darumb blybt er ein grobian, Das heißt zû güttem tütsch ein loß, Vnd blybendt im syn oren groß.*

²⁶¹ Kellner, Prosit! Fischarts Einladung ins Wirtshaus des Textes.

²⁶² Fischart, Geschichtklitterung, S. 23f. In der Fachliteratur der Zeit galt zu viel Speis und Trank als Hauptursache der Gicht (Podagra), vgl. exemplarisch Johannes Loneus Bosch: Kurtzer Bericht von dem PODAGRA/vnd andern Glidsuchten [...]. Ingolstatt: W. Eder, 1582, Aij^r. Die kausale Verknüpfung von Laster und Zipperlein ist durchaus topisch und wird etwa bei Johann Fischart: Podagrammisch Trostbüchlein. Straßburg: T. Jobin, 1604, fol. Eii^v – Eiii^v aufgegriffen, wo die scherzhaft besungene Frau Podagra zur Tochter von Bacchus und Venus erklärt wird.

²⁶³ Fischart, Geschichtklitterung, S. 24.

²⁶⁴ Ebd.

Büchlin, ihrem Publikum durch und durch (*mit haut vnd haar*) ähnlich macht. Die Belehrung der Barbaren soll also offenbar gerade nicht durch hierarchische Distanzierung erfolgen, wie sie die Anrede der *Schulerkindlein* suggeriert. Deshalb überredet die Redemaske hier auch nicht zum Schuleintritt, sondern lädt zum Umtrunk mit derselben Marktschreierei ein, wie sie vorab dem Publikum angedichtet wurde. Wie ein *Hipenbube*, der den Zechern im Wirtshaus lauthals sein Gebäck anpreist,²⁶⁵ buhlt der Text um sein barbarisiertes Publikum und verwendet mit dem in Aussicht gestellten guten Wein gerade dessen angedichtete Laster als Lockmittel. Es wird damit metasprachlich benannt, was in der ausführlichen Apostrophe vorab vorgeführt wurde, wo die Redemaske zum einen in der Adressierung von *Tafelbrüdern* eine Gemeinschaft von Ebenbürtigen evoziert und zum anderen deren Gepflogenheiten übernimmt, um sich mit niederem Register und Gesten groben Scherzens und Spottens selbst in die barbarische Gemeinschaft zu setzen. Diese Angleichung von Redemaske und Publikum wird auch am Ende des Prologs (*Ein vnd Vor Ritt*) nochmals aufgegriffen. Erneut werden Schulkinder angesprochen und wird eine Hierarchie gesetzt, die dann aber schnell durch die Aufforderung zum Mittrinken wieder nivelliert zu werden scheint. Die Lehrkinder sollen der Redemaske nämlich Bescheid trinken:

Nun wolauff du meins Hertzens ein Schatz, jhr meine holdselige Lehrkinder, erschwinget vnnd erspringt euch, vnnd leset das vberig leibschützlich vnd Nierenkitzelig [...]. Hiezwischen vergeßt nicht mir einen auff ein gleichs zuzutrincken, ich will euch Bürgen setzen, innsonderheyt so euch der Dörrschnabel reutet: Sauffts gar auß, dann halb trincken ist bettlerisch, es ertrinckt im Môr kein Fisch: jetz das maul gewischt, vnnd dahinden gefist, so seit jhr zum lesen gerüst.²⁶⁶

Gerade die in der Zeit besonders verteilte Praktik des Zutrinkens wird damit der fiktiven Kommunikationssituation zugrunde gelegt. Für den Text gerüstet ist, wer dem Zwang zum Mittrinken, dem hier durch das Setzen von Bürgen noch Nachdruck verliehen wird, nachkommt und den vorgesetzten Becher ganz austrinkt, anstatt sich vom *Dörrschnabel* reiten zu lassen (wohl im Sinne von ‚Nüchternschnabel‘ ein Schimpfwort für beredte Vertreter der Mäßigung). Beim Zutrinken oder Bescheid-Trinken wird jemandem zugetrunken, der dann seinerseits, will er nicht in Form von Spott oder Ausschluss sozial sanktioniert werden, diese Geste wiederholen und gleich viel (*mir einen auff ein gleichs zuzutrincken*) oder mehr trinken muss. Diese Gepflogenheit scheint im 16. Jahrhundert im deutschsprachigen Gebiet zu einem regelrechten sozialen Trinkzwang ausgeartet zu sein, der so verbindlich gewesen sein muss, dass man mit dem Gang ins Wirtshaus bisweilen seine Gesundheit ernstlich gefährdete. Das würde jedenfalls erklären, wieso das Zutrinken und die davon ausgelösten Massenbesäufnisse ebenso von der Obrigkeit verboten wie auch von der blühenden

²⁶⁵ Vgl. Art. ‚hippen‘. In: DWB, Bd. 10, Sp. 1553, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H09731> [Zugriff 01.09.24].

²⁶⁶ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 39f.

Gattung der Trinkliteratur mit Ingrimme verteufelt wurden.²⁶⁷ In diesen Schriften erscheint das Zutrinken als Kern der deutschen Sittenverrohung, da sein sozialer Zwang jede Mäßigung ausheble und seine sich verselbstständigende Dynamik nichts mehr mit einer *ars bibendi* gemein habe.²⁶⁸ Die Klage, dass solcher Abusus die Ehre der Deutschen insgesamt schädige, stellt einen Gemeinplatz der deutschsprachigen Trinkliteratur dar, was wohl auch daran liegt, dass den Verfassern im humanistischen Feld das Deutschenbild der Italiener schmerzlich bewusst war.²⁶⁹

Dass hier folglich gerade das Zutrinken herangezogen wird, um die Trans- und Interaktion zwischen Text und Publikum zu imaginieren, setzt die Selbstbarbarisierung des Textes fort, eröffnet aber auch eine zusätzliche poetologische Dimension. Denn wenn die Transaktion zwischen Text und Publikum als Zu- und Bescheid-Trinken gerahmt wird, setzt das eine aemulative Dynamik ins Bild, in der jedes Wort, das in die feisten Eselsohren gefüllt wird, eine mindestens ebenso umfangreiche Erwiderung zur Folge hat. Insofern jedes Wort, jedes angeführte Exempel, jede herangezogene Autorität, jedes Sprichwort im Text Dubletten, Tripletten oder ganze Reihen zur Folge haben kann, scheint der Roman dieses Spiel zu antizipieren, da er es geradezu zwanghaft mit sich selbst spielt und die Verfahren, mit denen er jeweils sich selbst (und der Vorlage) sprachlich ‚Bescheid‘ gibt, mit abbildet.²⁷⁰ Im achten Kapitel (*Das*

267 Vgl. den Überblick von Klemens Löffler: Vom Zutrinken. In: Archiv für Kulturgeschichte 6,1 (1908), S. 71–78. Das Edikt von Maximilian I. sowie eine Verteufelung des Zutrinkens findet sich etwa abgedruckt bei Matthäus Friderich: Wider den Sauffteufel/ gebessert/ vnnd an vilen örthern gemehret [...]. Frankfurt a. d. O.: Johannes Eichorn, 1557.

268 Vgl. den Überblick zur Trinkliteratur der Zeit bei Wilhelm Kühlmann, Karl Wilhelm Beichert: Literarisches Leben zwischen Rhein und Main. Der Wertheimer Dichter, Schulmann und Rentmeister Nikolaus Rüdinger (ca. 1530–1581) im Netzwerk des pfälzischen Späthumanismus. Berlin/Boston 2021 (Frühe Neuzeit. 240), S. 63–80. Vgl. zudem grundlegend Adolf Hauffen: Die Trinkliteratur in Deutschland bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts. In: Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte. Bd. 2. Hrsg. von Bernhard Seuffert. Weimar 1889, S. 481–515.

269 Als Beispiel aus dem protestantischen Kontext vgl. Friderich, Wider den Sauffteufel, 1557, fol. Aij^r: *Also hat Teütschlandt vor andern Ländern/ sonderlich ye vnnd ye den Sauffteüfel gehabt/ der vnns Teütschen tag vnnd nacht zum Sauffen treybet/ vnd vns keine rühe leßt/ wir seind denn voll vnd toll.* Als Beispiel aus dem neulateinisch-gelehrten Bereich vgl. Paulus Melissus Schedius: Collegii Posthimelissaei Votum, Hoc est, Ebrietatis Detestatio [...]. Frankfurt a. M.: J. Lucienbergius 1573, 2. Elegie („[Paulus] Melissus Schedius Francus [Poeta] [Laureatus] ad Ioan. Posthium“), hier zit. n. der Edition und Übersetzung von Kühlmann u. Beichert, Literarisches Leben am Rhein, S. 87–88: *Teuto ferox olim ferro pugnavit & armis, Vitrea nunc bibulo praelia Marte gerit. Quid loquar, ut paterae sumant vice saepe matelas, Calceus & cyathi sit quoque saepe loco? Ebrius hic mos est: sic vivitur.* / ‚Der wilde Teutone kämpfte einst mit Schwert und Schild, jetzt schlägt er in einem Säuerkrieg Schlachten mit Glas. Was soll ich davon reden, wie sie oft Nachttöpfe anstelle von Pokalen nehmen und wie oft auch ein Stiefel als Becher dient? Das ist die Sitte der Trunksucht. So lebt man.‘

270 Grandgousier verteilt beispielsweise nach dem Sieg aus seiner Schatzkammer allerlei Goldarbeiten, bei denen die kunstvolle Verarbeitung den Wert des bloßen Materials bei weitem übersteigt. Bei Rabelais wird das mit 12 Beispielen veranschaulicht, daraus werden bei Fischart in der Ausgabe von 1575 rund 26 Kostbarkeiten und ab 1582 schließlich 37, womit dann auch die Zusätze der sprachlichen

Truncken Gespräch, oder die gesprächig Trunckenzech) wird genau diese Art von ‚Sängerstreit‘ vorgeführt.²⁷¹ Trinkspruch um Trinkspruch, Lied um Lied, Scherz um Scherz verselbstständigt sich und beschleunigt dort eine Spirale von sprachlichem Zutrunk und Bescheid, bis das zunehmend in sich selbst wiederhallende ‚Gespräch‘ nach knapp 40 Seiten mittels Richtspruch durch die narrative Instanz beendet wird (vgl. dazu Kap. 4.5.).

Fischarts Barbarisierung hat ihr generisches Vorbild dabei in der grobianischen Satire.²⁷² Als poetische Tisch- und Sittenlehre wendet diese sich mit zivilisierendem Ziel gegen die Grobheit, die im Lexikon des Frühneuhochdeutschen auch synonym für ‚Barbarei‘ verwendet wird (bspw. wird lat. *barbaries* in der deutschen Fassung des *Grobianus* mit *Grobheit* übersetzt).²⁷³ Da die grobianische Literatur mit Sebastian Brant, Thomas Murner, Friedrich Dedekind und Caspar Scheidt nicht nur im humanistisch-gelehrten Feld entsteht, sondern auch ein vor allem deutsches Phänomen ist, liegt es eigentlich nahe, sie als literarischen Beitrag zur inneren *Antibarbaries* zu betrachten. Denn der Grobianus verkörpert als Figur jene drastisch überzeichnete Vorstellung der körperlichen, sittlichen und geistigen Verrohung, wie sie als Stereotypen das negative Deutschenbild prägten. Spätestens mit Scheidts Übertragung in die Volkssprache wird, wie Barbara Corell gezeigt hat, ein solcher kulturpatriotischer Zuschnitt der grobianischen Satire offensichtlich:

Scheidts adaptation extends the civilizing regimes of humanism to national and vernacular spheres and aims to take the revolting bodies of an untutored nation, stamp them with the indelible marks of humanist civility, and develop from them a reformed German national character.²⁷⁴

Bearbeitung des Ausgangsmaterial der Vorlage zumindest im Umfang bei weitem übertreffen, vgl. Rabalais, *Œuvres complètes*, S. 136–137 und Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 531.

271 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 194.

272 Vgl. die Definition von Hans-Jürgen Bachorski: Art. Grobianismus. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung. Bd. 1. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin/New York 2007, S. 743–745, hier: S. 743: „Grobianismus ist eine Form der Negativdidaxe, bei der eine explizite Wirkungsintention und strikte Rezeptionsvorgabe mit Personifikation eines ausführlich und anschaulich in gegenbildlicher Komik beschriebenen Fehlverhaltens verbunden werden“.

273 Vgl. Friedrich Dedekind: *Grobianus, et Grobiana. De morum simplicitate, libri tres*. Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1554, lib I, cap. XI, fol. 39^v. Das lateinische *Hei mihi barbaries non habet illa modum* wird von Caspar Scheidt, Wendelin Hellbach [Übersetzer]: *Grobianus und Grobiana. Von unfletigen/groben/unhöflichen sitten vnd Bäuwrischen gebärden*. [...] Frankfurt a. M.: C. Egenolff, 1586, I, Cap. XI, fol. 108^v übersetzt mit: *Die Grobheit hat gar kein maß/ Ach ach wie ungern sag ich das*. Vgl. ferner die Belege unter dem Lemma *grobheit* 5 im FWB-online, <https://fwb-online.de/lemma/grobheit.s.1f> [Zugriff: 01.09.24].

274 Barbara Correll: *The End of Conduct. ‚Grobianus‘ and the Renaissance Text of the Subject*. New York 1996, S. 134.

Fischarts Roman übernimmt zwar augenfällige Züge, weicht aber insgesamt deutlich vom grobianischen Modell ab.²⁷⁵ Zum einen wird die ganze literarische Kommunikation ‚grobianisiert‘: Publikum, Redemaske und die Rede selbst tendieren zur Grobheit – und nicht nur die Figuren, von denen erzählt wird. Weil der Text damit keine Position außerhalb der grobianisch-barbarischen Inszenierung mehr besetzt, also beispielsweise keine eindeutig moralisierenden Kommentare einbaut, wie sie etwa Dedeckinds und Scheidts Grobiane kennen, fällt die Bewertung der auf ganz unterschiedlichen Ebenen dargestellten Grobheiten nicht mehr eindeutig negativ aus, sondern ist – ganz im Sinne Bachtins – ambivalent.²⁷⁶ Zum anderen erhalten die grobianische Motivik und Erzählanlage bei Fischart sekundäre Funktionen.²⁷⁷ Was übernommen wird, ist die Motivik und die Suggestion eines didaktischen, hierarchischen Verhältnisses zwischen dem Text und seinem Publikum. Das Konzept grobianischer Unterweisung wird bei Fischart aber, wie ich im Folgenden zeige, von der praktischen Ethik (Tischzucht, Diätetik) auf die gelehrte Praxis übertragen und damit in den Dienst der literarischen Ausbildung des Publikums gestellt – eine didaktische Tendenz, die als umfassende Literarisierung deutscher Barbaren inszeniert und reflektiert wird.

Diese ‚Barbarisierung‘ des Textes (von der Redemaske bis zum apostrophierten Publikum) hat von vornherein eine erzieherische Schlagrichtung: die *Rebenhenslein vnnd Weingänßlein* bekommen es, wie es heißt, *auff jren schlag greiflicher erkläret*, woraufhin allerlei merkwürdiges Trinkgeschirr zur Erklärung herangezogen wird.²⁷⁸ Die Redemaske macht sich zwar ihrem fiktiven Publikum ähnlich (*weil ich doch euer bin so par*²⁷⁹), verfolgt damit aber einen pädagogischen Zweck. Die Erziehung wird nicht in einem Modell von Schule gedacht, wo ein Lehrer seine Schüler unterweist, sondern besteht darin, dass die Redemaske mit ihrem fiktiven Publikum ‚mitlallt‘ und dabei jene Mittel zur Unterweisung nutzt, die den *Stall und Taffelbrüdern* geläufig sind und daher für Anschauung (*greiflicher erkläret*) sorgen (wie etwa die Dynamik von Zu- und Bescheid-Trinken). Die Idee, in diesem Sinn durch ‚Mitlallen‘ zu erziehen, findet sich erstaunlicherweise auch in der Pädagogik der Zeit. Damit wird über stufengerechte Unterweisung nachgedacht und argumentiert, dass die Lehre den Kompetenzen und Eigenarten der Entwicklungsstufe angepasst werden muss. Ein solches ‚Mitlallen‘ findet sich etwa bei Martin Luther: *Denn weil wir kindern predigen, müssen*

275 Zur Grobianismus-Diskussion und der bei Fischart nicht mehr eindeutigen Negativdidaxe vgl. auch Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 370 und Weinberg, Gargantua in a Convex Mirror, S. 67–68.

276 Vgl. Michail Bachtin: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Übers. von Gabriele Leupold. Hrsg. von Renate Lachmann. Frankfurt a. M. 1987.

277 Zur kritischen Diskussion der Zugehörigkeit der *Geschichtklitterung* zum Grobianismus vgl. Bachorski, Irrsinn und Kolportage, S. 351–352; Kellner, Verabschiedung des Humanismus, S. 163, Anm. 36; Bulang, Enzyklopädische Dichtungen, S. 389–394.

278 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 27.

279 Ebd., S. 24.

wir auch mit yhn lallen.²⁸⁰ Vor diesem Hintergrund ist es bezeichnend, dass die Barbarisierung des fiktiven Publikums mit einem deutlichen Regredieren desselbigen einhergeht. Immer wieder wird das Publikum angesprochen als *jr meine liebe Kinder*²⁸¹, das wie ein Kind mit *muß*²⁸² gefüttert werden müsse. Diese Ansprachen haben nicht nur die Funktion, die Erziehungsfiktion präsent zu halten, sondern erhalten auch eine bemerkenswerte poetologische Schlagseite. Denn ausgerechnet die Nachsicht gegenüber dem Kind wird im Prolog zur Rechtfertigung der komischen Literatur herangezogen:

Dann was fängt nicht lächerlich an? wer wolt gern mit eim witzigen Kind spielen? [...] Dennoch so werden auß Kindern auch Leut, auß Stamlenden Kindern werden Redner, Vnd das ich mit des Ismenij Vorredner schließ, wann als dann kommet guts auß spott, was ist der spott zu klagen not?²⁸³

Die Nachsicht gegenüber dem Kind wird hier auf lächerliche, nährische Texte übertragen: Wie die Kinder haben diese ihre Berechtigung, weil das Lächerliche und Nährische bei ihnen notwendiger Teil einer Entwicklung sei: *auß Stamlenden Kindern werden Redner*. Diese Entwicklung sei das, wonach die Texte zu beurteilen sind – und nicht deren *leichtfertige[n] lecherliche[n] anschein*.²⁸⁴ Wenn man den hier anzitierten

280 Vgl. Martin Luther: Deudsch Catechismus (Der Große Katechismus [1529]), in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 30,2. Hrsg. von O. Albrecht [u. a.]. Weimar 1910, S. 143: *Siehe also möcht man die iugent kindlicher weise und spielens auffziehen ynn Gottes furcht und ehre, das das erste und ander gepot sein ym schwang und stedt ubung giengen. Da künde etwas guts bekleiben, auffgehen und frucht schaffen, das solche leute erwachsen, der ein gantz land geniessen und fro werden möchte. Das were auch die rechte weise kinder wol zuziehen, weil man sie mit gutem und lust kan gewehnen. [...] Denn weil wir kindern predigen, müssen wir auch mit yhn lallen*. Vgl. auch ders.: Das XVI. Kapitel S. Johannis gepredigt und ausgelegt. In: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 46. Hrsg. von O. Brenner [u. a.]. Weimar 1912, S. 1–112, hier: S. 100: [...] *und sitzet da bey seinen lieben jüngern als einfeltigen, unverständigen kindern, die daher stottern, lallen und kackeln, wie sie es verstehen, kindelt und lallet er [Jesus, Anm. K.K.] auch mit jnen, Gleich wie ein Vater und mutter jres kindlins thörlich und lecherlich fürgeben im lefft von hertzen wol gefallen, auffß besste deutet und spricht: Ja lieber Son, du hast recht geredt. Oder wie ein fromer Schulmeister, wenn im ein junger knabe sol das Abc auff sagen, kann seer wol gedult haben, das er nur ein wenig anfehet, ob ers gleich nicht völliglich kann, und im mus drein helffen und immer fürsprechen, das er in dabey behalte und fort bringe, und spricht: Ja, Recht also, mein liebes kind, also lerne es etc.* Vgl. auch Johannes Gersons Traktat *De parvulis ad Christum trahendis* (1411), hier zitiert nach der Übersetzung von Klaus Arnold: Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit. Paderborn 1980 (Sammlung Zebra. Reihe B. 2), S. 78–79: „Endlich wollen wir unsere Redeweise den Kindern anpassen und nicht allzu ängstlich sein in Bezug auf den Gebrauch von kunstlosen und alltäglichen Ausdrücken, sondern, wenn es nötig ist, kindlich plappern nach Art der Ammen und Mütter, welche mit stammelnden Lauten der Redeweise der Kinder zu entsprechen suchen“.

281 Fischart, Geschichtklitterung, S. 30.

282 Ebd., S. 31.

283 Ebd.

284 Ebd.

Ismenij Vorredner heranzieht, bei dem es sich freilich um eine weitere *persona* Fischarts handelt, scheint dieses Argument auch gattungspoetische Implikationen zu enthalten. In Fischarts Reimvorrede, die er zum bei Jobin erschienen *Ismenius* beisteuerte, dient die Nachsicht gegenüber dem Kind nämlich der Rechtfertigung des Romans. Weil dieser eine Entwicklung abbilde, die es nachzuvollziehen und aus der es zu lernen gelte, sei die Darstellung von frühen und unvollkommeneren Vorstufen nicht nur legitim, sondern notwendig:

Ein jeder anfang, weiß man wol,
Ist nicht vollkommen, wie er soll,
Wie man solchs in alln künsten sicht,
Daß keiner ist gleich Meister nicht
Das Kind muß stammeln, ehe es redt,
An bäncken klettern, ehe es tritt;
Noch dannoch ist war, wie man seyt,
Auß den kindern werden auch Leut,
Vnd wann dieselben wol gedewen,
Was hast an kindheit dann vor schewen?²⁸⁵

Auch wenn es hier vor allem darum gehen dürfte, den erotischen Liebesroman *Ismenius* mittels Moralisierung zu rechtfertigen,²⁸⁶ ist die Argumentation, die dazu herangezogen wird, doch beachtlich: Weil der *Ismenius*-Roman die Entwicklung von der wilden Verliebtheit zur reifen Ehe darstelle, sei den dargestellten frühen Stadien dieser Entwicklung und ihren Eskapaden (wie der Gartenerotik) Nachsicht entgegenzubringen. Eine Argumentation, die offensichtlich auch für andere Romane taugt, da sie im *Ein vnd Vor Ritt* fast wörtlich zur Rechtfertigung der *Geschichtklitterung* herangezogen wird.

Das wirft die Frage auf, worin die Entwicklung in Fischarts Roman zu sehen ist – und welche Eskapaden mit ihr gerechtfertigt werden sollen. In der Vorrede zum *Ismenius*-Roman geht es um die Entwicklung, die auf Handlungsebene erzählt wird. Auch die *Geschichtklitterung* erzählt Gargantuas Werdegang vom sich mit Kot beschmierenden Kleinkind bis zum christlichen Fürsten. Der Aufwand allerdings, der darauf verwendet wird, die Erzählsituation, in der von Gargantuas Entwicklung erzählt wird, zu barbarisieren und die Sprache des Romans in ein Lallen zu regredieren, deutet an, dass es nicht nur um Gargantuas Entwicklung auf Ebene der Geschichte geht, sondern dass auch eine Entwicklung auf Ebene der Erzählrede modelliert wird. Eine solche Entwicklung lässt sich in der Tat nachzeichnen. Was im Prolog ausdrücklich als wein seliges *MutterLallen* reflektiert wird, inszenieren die ersten beiden Kapitel nämlich

²⁸⁵ Johann Fischart: Ein notwendige Anweisung vnnd vorbericht in lesung folgender lieblicher History [...]. In: [Eusthatius Macrembolites]: *Ismenius Oder/ ein vorbild Stäter Liebe* [...]. Straßburg: B. Jobin, 1573, n. pag. [fol. * 4^v].

²⁸⁶ Vgl. dazu Stefan Seeber: *Artopoeus' Ismenius* (1573) als Metaroman in poetologischer Sattelzeit. In: *Daphnis* 48 (2020), S. 403–434, insb. S. 419–422.

als *Mise en Abyrne*: Eine weingetränkte Ursprache und, recht wörtlich, das Fundament des Textes werden im ersten Kapitel ausgegraben und im zweiten Kapitel in Form einer merkwürdigen Fantasiessprachstufe des Deutschen präsentiert. Dieser weinselige *sermo* durchläuft über die Seiten des Romans hinweg eine Ausbildung, in dem er u. a. mit den Übungspraktiken aus dem Lateinunterricht geformt und literarisiert wird. Werden in den Kapiteln drei und vier vor allem noch Wörter in endlosen Listen und Katalogen gelernt, um eine *copia rerum ac verborum germanorum* zu erlangen, wechseln die Übungen zunehmend vom Grammatik- in den Rhetorikunterricht und von Wörtern und Wendungen zu unterschiedlichen kleinen Formen. Am Ende institutionalisiert der Text sich und seine Sprache schließlich mit der Errichtung einer Bibliothek sowie dem Besingen derselbigen in einem deutschen Enkomium selbst. Gargantuas Ausbildung auf Ebene des Dargestellten und die Formbestrebungen auf Ebene der Darstellung scheinen also eng aufeinander bezogen: Mit dem Helden der Erzählung bildet sich auch die Sprache aus.²⁸⁷ Was bei dieser Beschreibung aber nicht in den Blick kommt, ist der Umstand, dass der Text sich selbst im Verlauf kaum konsequent normiert und die Verfahren, mit denen das *MutterLallen* geformt wird, bis zum Schluss ihr Spiel treiben – *FINIS* im Sinne von *Win uß* ist es damit, wie der Roman selbst angibt, eben erst am Ende.²⁸⁸

3.3 MutterLallen: ‚Barbarische‘ Sprachfähigkeit

Bei Fischart dient die aufwendige Inszenierung des Barbarischen nicht einfach dazu, ein Entwicklungspotenzial („Luft nach oben“) zu markieren und einen Nullpunkt zu setzen, von dem aus sich eine lineare Entwicklung darstellen lässt. Dieses Barbarische erhält nämlich von Beginn an seine ganz eigene Potenz, wodurch es im Roman in dem Sinne zur Reflexionsfigur einer emanzipatorischen Entwicklung wird, als das *MutterLallen* aus sich selbst heraus und zu den Bedingungen der eigenen *angeartete[n] thönung* geformt wird.²⁸⁹ Die Grundsteine für eine solche Verschiebung von der Defizienz zur Potenz werden ebenfalls im Prolog (*Ein vnd Vor Ritt*) gelegt, wo eine regelrechte Poetik des Lallens entwickelt wird. Damit wird für die Umwertung des Barbarischen bei dessen etymologischem Kern angesetzt: der Sprache der „Stammeler“ (aind. *barbarah* – onomatopoetisch für ‚stammeln‘).²⁹⁰ Durch eine programmatische und

²⁸⁷ Vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 285, der in der zweiten Hälfte des Romans sogar eine „vergleichsweise konventionelle Prosa“ umgesetzt sieht.

²⁸⁸ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 565.

²⁸⁹ Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 66: *eyn jede sprach hat jr sondere angeartete thönung, vnd soll auch bleiben bei derselben angewöhnung.*

²⁹⁰ Vgl. Art. *Barbar*, in: Wolfgang Pfeiffer [u. a.]: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (1993). Digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), <https://www.dwds.de/wb/Barbar> [Zugriff: 01.09.24].

mit Blick auf humanistische Inspirationslehren durchaus polemische Verschränkung von Dichten und Alkoholkonsum wird das betrunkene Lallen als ebenso notwendiger wie potenter Ausgangspunkt für poetische Schöpfungen gesetzt.

Diese Um- bzw. Aufwertung des Lallens kennt eine interessante Parallele in der Pädagogik der Zeit: die Idealisierung des frühkindlichen Spracherwerbs. Eine besonders anschauliche Belegstelle dafür stammt aus Fischarts eigener Feder. In seiner *Anleitung zur Christlichen Kinderzucht* (um 1578), die als Beilage zum *Straßburger Gesangsbüchlein* gedruckt wurde, werden die ersten sprachlichen und motorischen Regungen des Kleinkindes geradezu glorifiziert:

Dann was ist lieblichers zuhören,
 Als wann die Kinder reden lehren?
 Wanns herauslispeln halb die Red,
 Vnd ruffen Abba, Vatter, Ett,
 Ruffen der Mutter, Memm vnd Ammen,
 Geben nach jhrer notturfft Namen,
 Brauchen den ererbt Adams gwalt,
 Der jedem Geschöpf ein Nam gab bald,
 Wie ist jhm zu zusehen wol
 Wanns wanckeln wie ein Wasserpfol?
 Vnd so halßlāmig vngewiß tasten,
 Vnd wie ein Engelchen erglasten?²⁹¹

Die ersten Sprachversuche werden hier nicht in erster Linie als etwas Defizitäres gerahmt, obwohl das in der gelispelten, halben Rede durchaus mitschwingt, sondern als Zeichen eines ursprünglichen, adamitischen Benennungsbegehrens nobilitiert: Genau so, wie Adam als erster Mensch den Geschöpfen ihren Namen gab, so benennen die Kinder sprachschöpferisch ihre Welt. Dabei fällt die adamitische Gabe, das Begehren zu benennen, mit dem Begehren nach dem Benannten in eins: *geben nach jhrer notturfft Namen*. Das lässt sich als eine Art kindliche ‚Affektetymologie‘ verstehen, in der sich Benennungsmotiv und affektive Benennungsmotivation im Sinne der *cupiditas* annähern (etwa bei *Memm* fällt beides, ‚Milch‘ und ‚Mutter‘, zusammen). Dieses Programm ist auch für die „affektive Sprachschicht“ aufschlussreich, die sich in Fischarts *Geschichtklitterung* über das Wortmaterial legt.²⁹² Zahlreiche der Ad-hoc-Schöpfungen

²⁹¹ Fischarts *Anmahnung zur Christlicher Kinderzucht* wurde als Anhang zum *Straßburger Catechismus* verteilt, vgl. Johann Fischart: Johann Fischart's Geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlin von 1576. Hrsg. von G. v. Below und J. Zacher. Berlin 1849 [nach der Ausgabe: Catechismus, Christliche vnterrichtung, oder Lehrtafel. Für die gemeine Pfarrherrn, Schulmeister [...]. Straßburg: J. Carolus. Anno M.DC.XVI], S. 90–96, hier: S. 92.

²⁹² Vgl. Beate Kellner: Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ und Rabelais’ ‚Gargantua‘. In: Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik. Hrsg. von Jan-Dirk Müller. München 2007 (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien. 64), S. 219–244, S. 233: „Bei näherer Betrachtung lässt sich erkennen, dass die Affekthematik nicht nur auf der Ebene der Handlung eine gewichtige Rolle spielt, sondern auch noch

des Romans lassen sich nämlich darauf zurückführen, dass Wörter mit Affektivem kontaminiert werden, wobei die Dinge teils auch ganz wörtlich *nach notturfft* umbenannt werden. Das augenfälligste Beispiel stellen die Namen der Hauptfiguren dar, die fortlaufend nach ihren durstigen oder hungrigen Kehlen benannt werden. Damit werden die Riesen primär nach ihrem affektiven Hauptzustand (*gula*) benannt: Gargantua heißt beispielsweise abwechselnd *Garkantenvoll*, *Gargantzsoffa*, *Gurgelstrossa* oder *Gurgelzipplin*.²⁹³ In der *Geschichtklitterung* finden sich insgesamt rund 600 Wortschöpfungen, denen solche Re-Etymologisierungen zugrunde liegen.²⁹⁴ Anstatt darin mit Gerhard Schank eine Sprachauffassung zu sehen, die von einer Ursprache ausgeht, in der eine natürliche Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem besteht und keine Konvention, liegt es näher, darin die Inszenierung jener affektiven Benennungslust zu sehen, die Fischart in seiner *Kinderzucht* dem kindlichen Stammeln zuschreibt. Mit Gargantuas ersten Dichtungen wird diese affektgesteuerte Sprachproduktion ja auch in Fischarts Roman äußerst pointiert poetisch reflektiert, denn Gargantua reimt dort u. a. wörtlich nach seiner körperlichen Notdurft, nämlich im Takt der Flatulenz.²⁹⁵ Damit qualifiziert er sich, wie der Roman erzählt, als hochbegabt, denn sein Vater erkennt hieran den *edelen verstand* und das beträchtliche Potenzial seines Sprösslings.²⁹⁶ Eine Physei-Sprachauffassung würde eigentlich von einem wahren Wesen der Dinge ausgehen, das mit der Bezeichnung erfasst wird. Demgegenüber erhalten die Dinge und Figuren bei Fischart aber in der Regel mehrere Bezeichnungen – ein Zug, der sich bereits in der *Kinderzucht* zeigt, wo eine frühkindliche *copia verborum* mit jeweils drei Namen für Vater und Mutter inszeniert wird. Nur schon die Figurennamen verdeutlichen, dass bei Fischart nicht das eine wahre Wesen, sondern unterschiedliche, situations- und vor allem: affektbedingte und damit durchaus variable Eigenschaften in den Figurennamen ‚sprechend‘ gemacht werden. Beispielsweise wird die Figur *Kampfkeib* im Bluttausch zum *Kampfkieb* (zu *kib*, ‚Zorn, Eifer‘), oder *Gargamelle* wird in dem Moment zur *Gurgelschwante*, als die ersten Wehen einsetzen, sie also ein ziemlich körperliches Vorgefühl

in einer weiteren Dimension. Hört man das Wortmaterial auf seine Mehrbödigkeiten hin ab, so wird in vielen Fällen eine affektive Sprachschicht greifbar, welche eine eigene, gewissermaßen zusätzliche semantische Ebene konstituieren kann“.

293 Vgl. die Liste der häufig vorkommenden Namensformen in Ute Nyssen: Johann Fischart *Geschichtklitterung*. Glossar. Worterläuterungen zum Text der Ausgabe letzter Hand von 1590 nach der Neuauflage 1963 von Ute Nyssen. Düsseldorf 1964, S. 17.

294 Gerhard Schank zählt 421 Eigennamen und 175 Appellative, vgl. Schank: *Etymologie und Wortspiel* in Johann Fischarts ‚*Geschichtklitterung*‘. Freiburg i. Br. 1974, hier: S. 149 u. S. 155.

295 Vgl. Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 264: *Hört, hört jhr Herd Säu, wie die hinder Posaun so schön zum hauffen auffplaset, zu jedem ock vnd tritt vnd tritt ein Fürtzlein, horcha.*

296 Ebd., S. 265; vgl. auch S. 268, wo ausdrücklich Gargantuas Rede und nicht seine Entdeckung des besten *Arswisch[es]* als herausragend bewertet wird: *Als der gut Man Grandgoschier solche vnverhoffte vnersinliche reden, biß in das vnderst vnnd jnnerst gewelb seins verstands reichend, von Seim Sohn verneme, war er vor wunder verzucken [...].*

der bevorstehenden Geburt befällt (Gurgelschwante zu *schwanen*, ‚ahnen‘).²⁹⁷ In solchen Benennungen führt die Erzählrede die Potenz eines Mutterlallens vor, das weniger auf eine Muttersprache als auf eine den Sprachen vorausliegende Sprachlichkeit, ein grundlegendes Sprachvermögen zielt. Man kann daher sagen, dass der Roman durchaus versucht, „das Deutsche nahe an den Ursprung von Sprache an sich“ zu rücken, wie es Brockstieger zuspitzt (allerdings mit Blick auf Fischarts Studien zu Wolfgang Lazius und Johannes Goropius Becanus).²⁹⁸

In nach-adamitischen Zeiten gibt es, wie der Roman vorführt, allerdings nur künstliche Wege zurück in einen *status nascendi* der Sprachen. In der Poetologie des Prologs (*Ein vnd Vor Ritt*) wird weinseliges Dichten zum künstlichen Mittel erklärt, mit dessen Hilfe sich die Grenzen zwischen Einzelsprachen ebenso aufheben lassen wie die konventionalisierten Beziehungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Der Wein wird dazu mit einigem Aufwand zum Mittel dichterischer Inspiration erklärt. Das lässt sich einerseits als Parodie humanistischer Inspirationslehren lesen (beispielsweise werden kurzum die Gründungsfiguren der antiken Dichtung – u. a. Homer, Ennius, Horaz, Aristophanes, Aischylos und Pindar – zu Säuern erklärt);²⁹⁹ da Fischart aber Lallen und Stammeln auch mit einer frühkindlichen Sprachfähigkeit verbindet, kann man andererseits sagen: Der Wein ist das Medium zur künstlichen Regression. Er regrediert die Sprachen in ein ausgesprochen potentes, quasi-adamitisches Sprachstadium.

Im Prolog erfährt mit dem Wein auch die im stereotypen Bild der Zeit als *proprium* der Deutschen gehandelte Trunksucht eine grundlegende Umwertung. Das geschieht auf mehreren argumentativen Wegen: beispielsweise wird der von Konrad Celtis in die deutsche Poetik eingeführte³⁰⁰ Anspruch, dass Dichtung beleben soll, in Fischarts Poetologie auf den Weinkonsum zurückgeführt. Der Wein löst den *furor poe-*

²⁹⁷ Vgl. Art. Kib. In: EWB, Bd. 1 (1897), Sp. 417, www.woerterbuchnetz.de/ElsWB?lemid=K00035 [Zugriff: 01.09.24], mit Beleg aus Fischarts *Glückhafft Schiff*. Vgl. zur Gugelschwante den Beginn des neunten Kapitels, Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 194.

²⁹⁸ Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 44. Vgl. auch ebd., S. 208, wo Brockstieger dann für die Spracharbeit im Roman von der „grenzüberschreitende[n] Potenz von Sprache an sich“ spricht.

²⁹⁹ Die angeführten Autoritäten gehören zu den Gemeinplätzen für und wider den Weinkonsum, die hier nicht ohne Witz aus der Trinkliteratur zurück in ihren ursprünglichen Verantwortungsbereich, die Poetik, geholt werden. Vgl. Hauffen, *Die Trinkliteratur in Deutschland*, 1889, S. 481–515, hier: S. 507: „Allerdings konnten auch die Fürsprecher des Weines in der antiken Litteratur und Geschichte manches Beweismaterial finden, etwa dass Homer ‚vinosus‘ zubenannt wurde, dass Ennius nur im Rausche dichtete, dass Plato, Horaz und Martial den Wein priesen u. s. w.“.

³⁰⁰ Vgl. Bernhard Asmuth: Anfänge der Poetik im deutschen Sprachraum. Mit einem Hinweis auf die von Celtis eröffnete Lebendigkeit des Schreibens. In: *Renaissance-Poetik / Renaissance Poetics*. Hrsg. von Heinrich F. Plett. Berlin/New York 1994, S. 94–113, insb. S. 108. Zur Rolle der *evidentia* bei Konrad Celtis vgl. auch Jörg Robert: *Konrad Celtis und das Projekt der deutschen Dichtung. Studien zur humanistischen Konstitution von Poetik, Philosophie, Nation und Ich*. Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit. 76), insb. S. 65–71.

ticus in Fischarts Inszenierung pharmakologisch aus. Besonders pointiert zeigt sich dieser Zusammenhang in folgenden Versen: *Der Wassersaufer Reimengang / Gefallen nicht den Leuten lang. Dann weil sie nicht lebhaftig sind / Verschwindt ihr leben auch geschwind, / Daß man nit vil darvon verkündt.*³⁰¹ Die Verse profilieren alkoholgeschwängertes Dichten gegenüber nüchternem nicht nur mit einer gesteigerten Lebhaftigkeit, sondern die poetische Verlebendigung wird im zweiten Schritt auch mit dem seit der Antike immer wieder beanspruchten und im Humanismus neu belebten Verewigungstopos verbunden, also mit der Idee, dass dem Besungenen ewiger Nachruhm und ein Weiterleben in der Dichtung gesichert werde.³⁰² Diese enge Verschränkung von Trinken und Dichten wird dabei nicht nur expliziert, sondern auch direkt in Performanz übersetzt:

O jhr Potulente Poeten, potirt der pott vnd bütten, vnnd potionirt euch potantlich mit potitioniren, compotiren vnnd expotiren, dann potiren vnd appotiren kompt von petiren vnd appetiren, vnnd pringt potate poesei, dieweil potantes sind Potentes. Vnnd Potentaten sind Potantes.³⁰³

Vorgeführt wird hier, wie sich das weinselige Lallen selbst ermächtigt. Die erweiterte *figura etymologica* leitet ziemlich wild lateinische, deutsche und im Ansatz auch griechische Wortstämme voneinander ab und verbindet das Trinken (*potare*), den Trunk (*potio*), große Gefäße (*pott*, ‚(Nacht-)Topf‘; *bütten*, ‚Kübel‘) mit Verben des Sich-Bemächtigens (*potiri*), Könnens (*posse*, *potium*), Erstrebens (*[ap]petere*) und Formens (*ποιέω*) zu einem poetischen Input-Output-Modell, das aus anfangs trinkenden Dichtern (*Potulente Poeten*) mächtige Herrscher (*Potentaten sind Potantes*) macht.³⁰⁴ Dass dieses Etymologisieren dabei selbst mit weinseliger Zunge daherkommt, zeigt sich mitunter daran, dass es zu auffälligen Barbarismen führt und Verbstämme manipuliert (bspw. *petire* und *appetire* zu mlat. *appetitus* statt lat. *[ap]petere*) oder Verbformen geschaffen werden, die kein Lexikon kennt (*potitioniren* ahmt bspw. mit der Duplikation *po-ti-ti-o* onomatopoetisch ebenso das trunkene Sprechen nach wie es vielleicht Anleihen bei einem für seine Dummheit verspotteten Potitius macht).³⁰⁵ Damit führt die Stelle vor, wie sich die Sprachen *in statu nascendi* versetzen lassen: Wörter werden zu morphologischem Material entdifferenziert und sind in diesem Zu-

³⁰¹ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 37.

³⁰² Vgl. grundlegend Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. 11. Auflage. Tübingen/Basel 1993, S. 469–470, der auch Belege aus der mittellateinischen Dichtung anführt.

³⁰³ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 37.

³⁰⁴ Vgl. dazu auch Sina Dell'Anno, Bernd Renner, Jodok Trösch: *Essay zum Prolog*. In: François Rabelais *Gargantua / Johann Fischart Geschichtsschrift. Synoptischer Text, Kommentar und Essay zu ausgewählten Kapiteln*, französisch / deutsch. Hrsg. von Tobias Bulang, Elsa Kammerer, Beate Kellner, Jan-Dirk Müller, Anne-Pascale Pouey-Mounou. Erscheint voraussichtlich Genève 2025.

³⁰⁵ In Plautus-Ausgaben der Zeit findet sich in den Bacchides die sprichwörtliche Beschimpfung: *Stultior es barbaro Potitio* (Potitio für Poticio), vgl. Plautus: *M. ACCIVS PLAVTVS ex fide, atque auctoritate complurium librorum manv scriptorum opera dionys. Lambini [...]*. Paris: J. Macäus, 1576, S. 455 u. S. 457.

stand nachgerade beliebig formbar. Zwar wird das Material der deutschen Lautung angepasst, so dass man sagen könnte, dass bei diesen Entlehnungsverfahren aus anderen Sprachen das Deutsche dennoch klar die Leit- und Zielsprache ist, allerdings wäre eine solche ‚Arbeit am Deutschen‘ geradezu als Gegenmodell zu dem sich in der Zeit entwickelnden Konzept von Sprachreinheit zu sehen. Anstatt klar, modellhaft und von fremden Einflüssen gereinigt,³⁰⁶ zeigt sich die in Fischarts Roman bearbeitete Sprache durch und durch ‚korrumpiert‘: Sie entsteht nicht nur durch ebendie Sprachmengerei, gegen die sich das sprachpatriotische Anliegen wendet, sondern ist recht buchstäblich mit den Ausflüssen und Verschmutzungen der körperlichen Welt kontaminiert.

Fischarts Roman ist, wie ich daher argumentiere, eher durch ‚Stammelübungen‘ als Spracharbeit geprägt. ‚Stammeln‘, weil der Text darauf zielt, sprachliche Konventionen durch Willkür zu ersetzen und dergestalt wieder ins quasi-kindliche Sprachvermögen zu regredieren: statt um ein Sprachsystem im Sinne von *langue* geht es bei diesen Übungen, wie man mit De-Saussure’scher Typologie sagen könnte, um eine den Einzelsprachen vorläufige *langage* – eine grundlegende Sprachfähigkeit. Allerdings zielt dieses Stammeln auf keine paradiesische Natürlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem, sondern im Gegenteil: die grundsätzliche Beliebigkeit der Zeichen stellt die Voraussetzung dar, ihre Konventionalisierung rückgängig zu machen und frei über das Zeichenmaterial aller möglichen Sprachen zu verfügen.³⁰⁷ ‚Übung‘ ist hingegen treffend, weil sich diese *langage* nur in der konkreten *parole* des Textes zeigt: als eine Textdynamik, die – sukzessive, kumulierend und transformierend – von Morphem zu Morphem, von Wort zu Wort konventionalisierte Verbindungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem bis zum Zerreißen zerdehnt.

Dieses ‚Stammeln‘-Üben geschieht erstens, indem konnotative Potenziale ausgeschöpft werden, die sich vom Wortmaterial her ergeben. Für diese Art von „wilder Semiose“ werden oftmals Praktiken des gelehrten Sprachvergleichs nachgebildet,³⁰⁸ die im Lautmaterial fremder Worte die Morpheme derjenigen Sprache entdecken, deren Alter und Nobilität bewiesen werden soll. Ein Beispiel: Im 28. Kapitel wird auf der Suche nach der Ätiologie des Kriegs auf König Nimrod und die mythische Vorzeit zurückgegriffen, wobei Nimrod allerdings *Nimprot* genannt wird,³⁰⁹ weil er anderen das Brot genommen haben soll. Diese Re-Etymologisierung stammt, wie auch einige

306 Vgl. hierzu Sarah Dessì Schmid, Jörg Robert: Purismus – Diskurse und Praktiken der Sprachreinheit. In: *Andere Ästhetik. Grundlagen – Fragen – Perspektiven*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter [u. a.]. Berlin/Boston 2022 (*Andere Ästhetik – Koordinaten*. 1), S. 53–92.

307 Vgl. auch Bulang, Pantagruelismus und Hexenangst, S. 502–503.

308 Aleida Assmanns Konzept der ‚wilden Semiose‘ hat Jodok Trösch äußerst überzeugend für Fischarts Umgang mit fremdsprachigen Wörtern operationalisiert, vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, insb. S. 238–240. Vgl. grundlegend Aleida Assmann: *Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose*. In: *Materialität der Kommunikation*. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1988, S. 237–251.

309 Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 376.

andere in Fischarts Roman,³¹⁰ aus Goropius Becanus' *Origines Antwerpianae*.³¹¹ Es bleibt an dieser Stelle aber nicht beim bloßen Zitat, sondern das *Nimprot* zugrunde liegende etymologisierende Verfahren wird direkt sprachschöpferisch angewendet, indem Nimrods Heer kurzum *Namrott* (Nehmen + Rotte) genannt wird. Dann werden, wieder in eigenwilliger Nachbildung von Goropius Becanus' Praxis, Belege angeführt, um die Pseudo-Etymologien zu stützen, indem Wörter aus dem deutschen Lexikon angeführt werden, die sich semantisch lose mit Nimrod verbinden lassen und ähnliche Morpheme enthalten: *Darumb er wol die namhafft Rut Rotrur, vnd das hoch Wildpret heißt*.³¹² Hier soll zum einen *pret* in *Wildpret* als Beleg *prot* in *Nimprot* stützen, und weil Nimrod als *grosse[r] Jäger* gilt, lassen sich, so die Suggestion, über das gemeinsame ‚Wortfeld‘ auch die Benennungsmotive beider Bezeichnungen vergleichen. Ähnlich soll *rot* in *Rotrur* als Beleg *rott* in *Namrott* stützen, wobei die Verbindung zwischen kriegerischer Rotte und Dysenterie (‚Blutruhr‘) suggestiv bleibt.

Zweitens werden, was sich auch am Nimrod-Beispiel zeigt, Dinge und Figuren immer wieder nach ihren sich mit der Situation und/oder Perspektive ändernden Merkmalen konnotativ benannt.³¹³ In dem Moment, in dem die Argumentation zu Nimrod endet und im Exkurs die Frage gestellt wird, woher der Krieg nun komme, heißt Nimrod dann auf einmal *Nimmerrat*, was ebenso auf Nimrods mangelnde Konzilianz verweist wie darauf, dass das biblische Exempel doch nicht bei der Beantwortung der Frage nach dem Ursprung des Krieges hilft.³¹⁴ Zudem legt der Text oftmals für eine Sache oder Figur keinen sprachlichen Ausdruck, sondern eher eine initiale Benennungsmotivik oder einen Lautbestand fest, die beide immer wieder variiert, weiter ausgedehnt und neu kombiniert werden können. Das zeigt sich, wie oben besprochen, augenfällig an den Figurennamen. Rabelais' Eudemon erhält bei seinem

³¹⁰ Vgl. hierzu Kapitel 7.4. in dieser Arbeit.

³¹¹ Vgl. Johannes Goropius Becanus, *Origines Antwerpianae, sive Cimmericorum Becceselana novem libros complexa*. Antwerpen: C. Plantin, 1569, S. 549–550: *Hinc Nembrod in nostra lingua eum notat, qui panem praecepit; qua voce quid, quaeso, potest aptius esse ad eum notandum, qui per vim nobis tollit, tam ea, quae ad hanc vitam sunt necessaria, quam quae ad futuram atque sempiternam? Nem idem est quod ausero et rapio; Brod idem quod panis. Iam panis duplex est, corporalis et mentalis; hic animorum, ille corporum vitam alit et sustentat, hic caelestis est, et de caelo descendens, ille terrenus, et e terra productus; hic ad vitam nunquam interituram alit, ille ad vitam mox corrumpendam. Crudelis igitur, qui corporis tollit alimentum; crudelior, qui animi; crudelissimus, qui utrumque; quod videtur Nembrod fecisse.*

³¹² Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 376–377.

³¹³ Vgl. hierzu auch Peter Fuß: Von den Zeichen der Welt zur Welt der Zeichen. Semiologische Konzepte bei Paracelsus und Fischart. In: *Wirkendes Wort. Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre* 52 (2002), S. 333–360, insb. S. 348: „Fischarts Ziel war die Darbietung der Fülle sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten. [...] Für ihn führt der Weg zum adäquaten Erfassen der Dinge über die möglichst umfassende Addition der verschiedenen konventionellen Bezeichnungen. Deren Pluralität gilt ihm nicht als Manko, sondern als Medium der Erkenntnis. Fischart begreift die postbabylonische Sprachvielfalt nicht mehr als Verhängnis, sondern als Entfaltung sprachlicher Möglichkeiten“.

³¹⁴ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 377.

ersten Auftritt im 18. Kapitel von Fischart initial die Beinamen *Eudemon Wolbegeist* und *Eudemon Gutgeist*,³¹⁵ die den griechischen Namen übersetzen und dessen Benennungsmotiv transparent machen. Später wird dieses nun eingeführte Motiv variiert und *Gutart*, *Artsichwol* oder *Wolgeart* treten im Text auf.³¹⁶ Das hat zur Konsequenz, dass eine Sache oder Figur so gut wie nie nur eine Bezeichnung erhält, sondern fast immer mehrere, was wiederum zur Folge hat, dass die damit verbundenen Vorstellungsinhalte sich zu Assoziationswolken ausweiten (vgl. etwa die oben besprochenen Publikumsapostrophen der beiden Vorreden).

Von dieser sprachlichen Entdifferenzierung ist letztlich auch die Grenze zwischen den Einzelsprachen betroffen, insofern die inszenierte ‚babylonisch babbelnde‘ Sprachfähigkeit prinzipiell das Wortmaterial aller Sprachen konnotativ ausschöpfen kann. Die Stammelübungen auf dieser morphologisch-grammatischen Ebene ließen sich noch weiter ergänzen, insbesondere mit den Verfahren des „wildes Übersetzens“, die Trösch herausgearbeitet hat: das Ausschöpfen von Äquivalenzen, die eine wilde Semiose im Wortmaterial entfesselt; das Zerteilen von Prätexten in einzelne Stellen; die mehrfache Übersetzung, die, statt sich auf eine Lesart festzulegen, die Vielfalt möglicher Interpretationen mit abbildet.³¹⁷

3.4 Zwischenfazit

Trösch hebt in seiner Interpretation hervor, dass diese Verfahren im Roman mehrfach als ‚falsch‘ verspottet werden:³¹⁸ „Diese Verfahren werden eingesetzt, gerade weil sie falsch sind. Als falsche eignen sie sich besonders gut dazu, die falsche Welt noch falscher darzustellen.“³¹⁹ Mit Blick auf Ausmaß und Programmatik der ‚falschen‘ Textproduktion des Romans (vgl. Kap. 2.1 und 2.2) könnte man wilde Übersetzungsverfahren auch zu jenen ‚falschen‘ Klitterpraktiken zählen, die der Roman vorführt, um die überbordende Publizistik der Zeit zu verspotten. Die indirekte Satire bildet diese Praktiken aber nicht wie ein mehr oder weniger neutraler Spiegel ab, sondern ahmt sie in einem Roman nach, wobei sie notwendigerweise zu Verfahren werden, die ebenso nach außen, auf die ihnen zugrunde liegenden Praktiken verweisen, wie sie innerhalb der textimmanenten Organisation neue Funktionen ausbilden. Was auf *bey-spillige spiegelweiß* verspottet werden soll,³²⁰ muss folglich am satirischen Text selbst vorgeführt werden: an seiner Sprache und seinen generischen Formen (Prosaroman, Übersetzung, Enzyklopädie usw.). Durch den Formzwang der mimetischen Satire ent-

³¹⁵ Ebd., S. 277.

³¹⁶ Vgl. ebd., S. 456; S. 479; S. 302.

³¹⁷ Vgl. Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 254–277.

³¹⁸ Vgl. ebd., S. 231f. sowie Brockstieger, *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste*, S. 219.

³¹⁹ Trösch, *Wildes Übersetzen*, S. 291.

³²⁰ Fischart, *Geschichtklitterung*, S. 4.

stehen Verfahren, mit denen im Rahmen der satirischen Didaxe deren Untauglichkeit für eine auf Wissen und Wahrheit zielende *Litteratur* vorgeführt wird, die aber zugleich ihre eigene Produktivität und ‚Tauglichkeit‘ innerhalb eines von diesen Ansprüchen befreiten niederen Dichtens vermessen.

An der Selbstbarbarisierung des Textes wird besonders anschaulich, dass die Spannung zwischen satirisch-didaktischer Einhegung und der schieren Produktivität der ‚wilden‘ Verfahren nicht aufzulösen ist.³²¹ Inszeniert werden im Text auf Ebene der fiktiven Kommunikationssituation Praktiken des Zechens – ein „ich“ trinkt seinem fiktiven Publikum, einer Gemeinschaft von Säufern zu. Neben dem Zutrinken ließen sich hier noch weitere kommunikative Praktiken aus dem Wirtshauskontext anführen, die dieses „ich“ aufgreift: von scherzendem Familiarisieren über Singen – es finden sich unzählige Liedtexte in der Erzählrede – bis zu Reim-, Rollen- und Gedächtnisspielen. Vorderhand stellt sich der Roman damit in die Tradition grobianischer Satire: diese Praktiken werden vorgeführt, um die Trunksucht zu verspotten und sie den Lesenden zu verleiden. Wie ich anhand des Prologs argumentiert habe, hat der Abstieg des Textes ins Wirtshaus noch eine andere Agenda: Es geht darum, mit den Praktiken des Trinkens ein Sprachvermögen zu inszenieren, das unter dem Schlagwort *Mutter-Lallen* das Bild der in Sprache und Sauferei kulminierenden deutschen Barbarei aufgreift, umwendet und zum Kern einer eigenwilligen *Probarbaries* macht. Dieses Modell erhebt das weinselige Stammel, Lallen und Babbeln zur Grundlage dichterischer Produktivität – imaginiert als künstlich, durch Wein pharmakologisch ausgelöste Regression in eine kindlich-adamitische Benennungslust. Der Prolog erörtert dieses Prinzip nicht nur, sondern führt es performativ vor, indem er sich im Vollzug der Zechpraktiken selbst ins Stammel versetzt. Auf diese Weise demonstriert der Text, dass sein ‚barbarisches‘ Sprachvermögen nicht auf eine Paradiessprache zielt, sondern auf eine radikal sich selbst bevollmächtigende Idiolektik – oder: Barbarolektik –, die Dinge konnotativ benennt, nach Maßgabe situativer, affektiv-körperlicher Bedürfnisse (Stichwort: *Notdurft*), und sich dafür das Zeichenmaterial aller Sprachen aneignet.

Diese Stammelübungen des Textes sprengen daher den Rahmen kulturpatriotischer Spracharbeit. Sie vollziehen gerade nicht die Normierung, Formung und Literarisierung *einer* Sprache, sondern den umgekehrten Prozess: sie bilden beim weinseligen – entdifferenzierenden, de-normierenden – Stammel ein Sprachvermögen aus, das zugleich vor und nach einer standardisierten Einzelsprache liegt. Daher ist auch die These, dass es Fischart um das Benennungsvermögen der deutschen Sprache geht, einzugrenzen. Gerade die sprachschöpferische Produktivität des Romans, an der die These festgemacht wird, beruht auf einem programmatischen Stammel, das sich zum einen nicht nur beim Wortbestand des Deutschen, sondern auch am Französi-

³²¹ Vgl. Trösch, Wildes Übersetzen, S. 297.

schen, Lateinischen, Griechischen, Italienischen usw. bedient,³²² und das zum anderen beim willkürlichen Benennen streng genommen keine Lexeme produziert, sondern jeweils direkt auf die benannte Sache zu referieren vorgibt, ohne dass sich dabei die Benennung innerhalb des Textes als bevorzugtes Zeichen für dieselbige Sache durchsetzen würde. Mit anderen Worten: Das Lexikon des Deutschen hat Fischart zwar rezeptionsgeschichtlich bereichert, wie die unzähligen Hapaxlegomena im *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm zeigen, dies aber mittels programmatisch ‚a-lexikalischer‘ – oder barbarolexikalischer – Verfahren. Fischarts *parole* rekurriert nicht auf ein Sprachsystem mit einem mehr oder weniger festen lexikalischen Bestand (*langue*), sondern eben auf *langage*. In diesem Sinne artikuliert sich bei Fischart jenes „sprachliche und literarische Bewusstsein“ besonders programmatisch, das Bachtin am Ende seiner Rabelais-Studie kurzum zum Epochensignum der volkssprachigen Renaissance-Dichtung erhoben hat, ein Bewusstsein, das sich laut Bachtin „nicht im stabilen System einer formierten, unangreifbaren Sprache, sondern auf der Überschneidungslinie vieler Sprachen“ ausbildet.³²³ Mehrsprachigkeit ist folglich, laut Bachtin, das konstitutive Prinzip eines Dichtens, das vor dem Hintergrund einer „großen historische[n] Sprachablösung“ entsteht,³²⁴ ein *status nascendi*, dessen Bedingung die differenzierte Gemengelage zwischen humanistischer Latinität, mittelalterlichem Latein und sich ebenfalls wechselseitig beeinflussenden Volkssprachen und Dialekten ist.³²⁵

Bei Fischart wird mit dem *MutterLallen*, das vorgibt, mittels Wein ins Stammeln zu regredieren, ein solches Sprachbewusstsein zum poetischen Prinzip. Damit bietet Fischart – im Rahmen der Satire – nicht nur ein sprachpoetisches Gegenmodell zu kulturpatriotischen Ansätzen, die das ‚defizitäre‘ Deutsche am Lateinischen formen möchten oder sich sprachpflegerisch um *eine* reine deutsche Sprache bemühen, sondern auch ein Gegenmodell zu den Bemühungen um eine „Disziplinierung der Zunge“, die sich in der Frühen Neuzeit in zahlreichen moraldidaktischen Traktaten beobachten lässt.³²⁶ Gezielt wird damit aber nicht auf karnevaleske Verneinung jeglicher Formung und Disziplinierung, sondern vielmehr auf ein alternatives Modell von Formung – der ‚stammelnde Barbar‘ erhält sozusagen sein eigenes

322 Differenziert findet sich die These bei Brockstieger, allerdings werfen gerade die Befunde zu den Verfahren der Sprachhybridisierung die Frage auf, inwiefern es bei Fischart noch um die Potenz einer Einzelsprache geht, vgl. Brockstieger, Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste, S. 228: „Fischart geht es aber auch darum, die Potenz des Deutschen in seiner universellen Einsetzbarkeit auszustellen: im (relativ) reinen, formgebundenen wie im gemischten, formloseren Modus. In jedem dieser ‚Aggregatzustände‘ erweisen sich Möglichkeitsreichtum, Stärke und letztlich Literaturfähigkeit der deutschen Sprache, und die verschiedenen Spielarten des sprachmischend-makkaronischen Schreibens fungieren als ihr Reflexionsmedium“.

323 Bachtin, Rabelais und seine Welt, S. 516.

324 Ebd., S. 517.

325 Vgl. ebd., S. 510–515.

326 Vgl. Ralf Georg Bogner: Die Bezähmung der Zunge. Literatur und Disziplinierung der Alltagskommunikation in der frühen Neuzeit. Tübingen 1997.

Formungsmodell. Wie im Prolog angekündigt wird, sollen aus stammelnden Kindern Rhetoren werden, was durchaus eine Entwicklung in Aussicht stellt. Deren Grundlage und Ausgangspunkt schafft sich der Text mit der oben beschriebenen Selbstbarbarisierung und seiner daraus hergeleiteten ‚barbarischen‘ Sprachfähigkeit selbst, bleibt dabei aber nicht stehen. Der ‚stammelnde Barbar‘ wird vielmehr, wie in den folgenden Kapiteln gezeigt wird, weiter geformt und literarisiert – allerdings zu seinen eigenen ‚barbarischen‘ Bedingungen.